Monatschrift

der

Oesterreichisch-Israelitischen Union.

Nr. 9 Wien, September 1902 14. Jahrgang

Hilfe für Galizien!

1. Industrie.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass die rapid wachsende Gesamtbevölkerung Galiziens durch die fast ausschliesslich landwirtschaftliche Produktion nicht mehr ernährt werden kann und dass ferner für die jüdische Bevölkerung die Erwerbsquellen des Handels und der Vermittlung immer mehr versiegen. Oberflächliche Beurteiler der Dinge glauben nun der allgemeinen wie der spezifisch jüdischen Notlage durch einen gründlichen Schröpfprozess in Form einer ausgiebigen Emigration abhelfen zu können. Tatsächlich verlassen ja alljährlich viele tausende Bauern und viele hunderte Juden das Land. Aber die Auswanderung zu einem wirtschaftlichen Prinzipe zu erheben, widerstreitet nicht bloss der politischen Ethik, sondern wäre auch ein nur wenig wirksames Palliativ. Die Uebervölkerung ist ja nur eine relative, sie besteht ja nur im Hinblick auf den agrikolen Charakter des Landes. Wenn der galizische Boden die heutige Zahl seiner Bewohner nicht mehr zu ernähren vermag, so ist ja damit noch nicht gesagt, dass dieselbe Masse von Menschen unter anderen Produktionsverhältnissen nicht ihr gnügendes Auskommen finden könnte. Und die Urteile aller genauen Kenner des Landes und seiner Hilfsquellen stimmen auch wirklich darin überein, dass die einzige, aber auch sichere Hilfe in der Erschliessung neuer Erwerbsquellen, insbesondere durch die Schaffung grosser Industrien besteht, und dass der gegenwärtige trostlose Zustand mit all seinen bösen Folgeerscheinungen, der Misswirtschaft des Adels, der Demoralisation und Verdummung des Bauernstandes und der Degenerierung der jüdischen Bevölkerung, nur der von allen bisherigen Regierungen grundsätzlich betriebenen Hemmung jeder industriellen Entwicklung zuzuschreiben sei.

Die finanziellen Katastrophen, welche in jüngster Zeit über das Land hereingebrochen sind, deren Erschütterungen noch immer fortdauern und nicht etwa die jüdische Hochfinanz, sondern die vornehmsten christlichen Kreise in Mitleidenschaft ziehen, die zunehmende Arbeitslosigkeit, die Strikes der Feldarbeiter usw. sind eine dröhnende Mahnung für die Schlachta, für die autonome Verwaltung und für die Wiener Zentralregierung, dass für Galizien eine kritische Epoche angebrochen ist und dass mit der alten Lotterwirtschaft aufgeräumt werden muss, wenn nicht der Adel zusammen mit den Bauern zugrunde gehen

will. Das Land birgt reiche Naturschätze, deren Hebung und Verarbeitung allen Klassen der Bevölkerung ausreichende Existenz gewähren würde. Die Judenfrage kommt dabei erst in zweiter Linie in Betracht. Es fällt selbstverständlich niemandem ein, konfessionelle Industrien schaffen zu wollen. Aber mit der allgemeinen Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes würde die ökonomische Lage aller Bevölkerungsschichten, und daher auch jene der Juden verbessert. Es gibt kein Land in Europa — auch Russland nicht ausgenommen — in welchem das Rohmaterial so leicht zugänglich und die Arbeitskraft so billig wäre, wie in Galizien. Es bedarf nur des ernstlichen und redlichen Willens der galizischen Machthaber und der Wiener Zentralregierung, um der industriellen Produktion in Galizien raschen Eingang zu verschaffen und totes Gestein in Gold zu verwandeln. Es ist ein richtiges Wort, dass der galizische Schlachziz und der galizische Bauer ebenso sehr an der Scholle kleben, wie der galizische Jude am Kleinhandel. „Los von der Scholle!“ muss das Schlagwort für die einen, „Los vom Schacher!“ das Schlagwort für die anderen werden. Durch die Verabreichung von Bettelpfennigen, wie sie heute der galizische Landesausschuss einzelnen, zumeist unfähigen Unternehmern erteilt, durch die Subventionierung bald eines Ziegelofens, bald einer Kesselschmiede, die sich pompös „landwirtschaftliche Maschinenfabrik“ nennt und in dem Augenblicke zugesperrt wird, wo der Goldregen aus dem Landes-Industriefonds aufhört, ist die Sache allerdings nicht zu machen. Es bedarf des zielbewussten, einheitlichen Zusammenwirkens aller berufenen staatlichen und autonomen Faktoren. Man darf die Schwierigkeit nicht übersehen, die in der Zollgemeinschaft Galiziens mit den industriell hochentwickelten Sudetenländern und in der Konkurrenz der kapitalskräftigen und längst amortisierten böhmischen und mährischen Industrien liegt. Aber einerseits tritt ja eben jetzt an Oesterreich-Ungarn der gebieterische Zwang heran, seinen industriellen Erzeugnissen neue, überseeische Absatzgebiete zu eröffnen, wodurch Galizien für den Konsum nicht mehr so wichtig wäre, und andererseits kämen daselbst nur solche Industrien in Betracht, welche sich unmittelbar an die landwirtschaftliche Produktion anlehnen würden.

Als solche werden empfohlen: die Mühlenindustrie und die Bierbrauerei. Besonders entwicklungsfähig wäre die Holzindustrie, die sich gegenwärtig in Galizien in den primitivsten Anfangsstadien befindet. Man schneidet Bretter oder verkauft ganze Holzklötze, aber alles andere, was aus Holz gemacht werden kann, liegt brach. Namentlich käme die Erzeugung von Cellulose und Holzwolle, ferner jene von Stöcken oder des dazu dienenden Halbfabrikates in Betracht. Der Holzreichtum des Landes ist ein ganz immenser. Vor Jahren hat die Firma Jacob und Josef Kohn eine Holzmöbelfabrik in Galizien errichtet, sie musste dieselbe aber nach Russland verlegen, weil ihr eine unerträgliche Steuerlast aufgebürdet wurde. Das ist nicht das einzige Beispiel des unvernünftigsten Fiskalismus, mit dem man neue Industriegründungen in Galizien verhinderte. Weiters wäre die Erzeugung von Textilwaren, landwirtschaftlichen Ge-

räten, *Chemikalien*, *essigsauren Produkten*, *Papierstoffen*, *Fleisch- und Gemüsekonserven* zu empfehlen.

Die hochentwickelte Viehzucht hat bereits zur Errichtung zahlreicher Gerbereien geführt. Im Anschlusse daran könnte die fabriksmässige Erzeugung von *Schuhwaren* mit Erfolg betrieben werden. Auch die *Wachs- und Zeresinfabrikation* wäre lukrativ. *Köhlereien*, *Holzdestillation*, *Holzinkrustierung* und *Imprägnierung* würde sich rentieren, ebenso *Flachspflanzungen* und *Hanfspinnereien* und die Errichtung von *Sämereien*. Mit besonderem Nachdrucke sei auf die *Salamifabrikation* aufmerksam gemacht.

Auf dem Gebiete der Hausindustrie würden Spielwaren, Holzwaren, Jute-, Baumwoll- und Leinenweberei, sowie Korbflechterei viele fleissige Hände beschäftigen können.

Eine grosse wirtschaftliche Zukunft wird der *Torfindustrie* in Galizien prognostiziert. Es gibt daselbst eine Unmasse von Torfterritorien, welche bis jetzt nur in minimaler Weise exploitiert werden. Auf der Jubiläumsausstellung waren sehr haltbare und zweckmässige Gespinste aus der Torffaser zu sehen. Bei entsprechender Entwicklung dieser nützlichen Industrie könnten durch dieselbe in Galizien mehrere Zehntausende Beschäftigung finden.

Bei all diesen Vorschlägen ist das Schwergewicht nicht so sehr darauf zu legen, dass soundsoviele jüdische Proletarier in den betreffenden Industrien als Lohnarbeiter ihre Existenz fänden, als auf den viel wichtigeren Umstand, dass durch die Erzeugung neuer Güter der ganze wirtschaftliche Charakter des Landes verändert und durch den Vertrieb dieser Güter die Erwerbsmöglichkeit der handeltreibenden Juden ausserordentlich gesteigert würde. Die jüdische Bevölkerung könnte also an der industriellen Hebung des Landes doppelten Anteil haben. Ein grosser Teil der armen Juden, deren Eignung hierzu von sehr massgebender christlicher Seite anerkannt wird, würde unmittelbar als Lohnarbeiter seinen Erwerb finden, eine nicht geringere Anzahl würde durch den Vertrieb und die kaufmännische Inabsatzstellung der neuen Güter sich ernähren.

Der Verwendung jüdischer Arbeiter steht allerdings noch ein erhebliches Hindernis im Wege: die Sabbatheiligung, welche schon in den Nachmittagsstunden des Freitags beginnt, so dass die jüdischen Lohnarbeiter statt sechs Tage nur $4^1/_2$ Tage in der Woche im Betriebe tätig sind.

Aber die eiserne Not wird auch hierin Wandel schaffen, denn in dem Masse, als das kapitalistische Wirtschaftssystem in Galizien Eingang findet, werden, wie überall, so auch in Galizien die frommgläubigen Juden sich den allgemeinen Gesetzen der ökonomischen Entwicklung anpassen müssen. Uebrigens liesse sich ganz gut dasselbe System einführen, das sich im Königreiche Polen trefflich bewährt hat. In den grossen Fabriken von Lodz und Bialystok arbeitet die christliche Schicht am Samstag und die jüdische Schicht am Sonn-

tag. Man hat zugunsten der galizischen Juden schon im Handelsgewerbe eine Ausnahme von der Sonntagsruhe gemacht und es wäre nur konsequent, eine solche auch für die industrielle Arbeit zuzugestehen. Die Polen in Russland sind so gute Christen, wie jene in Oesterreich, und das Gewissen der ersteren wird durchaus nicht bedrückt, weil sie die Juden am Sonntag arbeiten lassen.

Die Erschliessung Galiziens für die Industrie ist eine Frage der grössten Dringlichkeit, die nicht mit kleinlichen Mitteln, sondern von einem grossen und weiten Gesichtspunkte aus in Angriff genommen werden muss. Sie ist nicht bloss eine Landesfrage, sondern eine Angelegenheit des Gesamtreiches und sie kann auch nur gelöst werden, wenn Zentralregierung und Landesausschuss vereint vorgehen und dem Zuflusse des ausländischen Kapitals keine Hindernisse in den Weg stellen. Aber es muss rasch gehandelt werden, denn jeder Zeitverlust treibt das Land dem Abgrund näher!

2. Handwerk und Hausindustrie.

Auch in kapitalskräftigen und von der Grossindustrie beherrschten Ländern gibt es noch weite Gebiete, in welchen sich die gewerbefleissige Bevölkerung von der Hausindustrie gut zu ernähren vermag. In Galizien ist jeder Bauer ein Hausweber. Er verfertigt sich sein Hemd, seinen Leinenkittel und seine Beinkleider selbst. Auch sonst gibt es, namentlich in den Gebirgsgegenden, mannigfache Anläufe zur Hausindustrie. Es ist daher kein unfruchtbarer Gedanke, den Massen hungernder Juden, den sogenannten „Luftmenschen“, die von Früh bis Nachts in den Gassen und Strassen auf irgend einen zufälligen Erwerb lauern, durch Einführung von Hausindustrien Beschäftigung und Nahrung zu schaffen. Nur muss man dies vernünftiger anpacken, als dies bisher geschehen ist. Vor Jahren schon hat sich ein Komitee der jüdisch-galizischen Abgeordneten gebildet, welches Geldmittel aufbrachte und Maschinen anschaffte, um die schon bestehenden Hausindustrien unter den Juden zu unterstützen und neue Zweige einzuführen. Man hat dabei vornehmlich die Teppichknüpferei und -Stickerei, die Korbflechterei, die Weberei, insbesondere Talleswebere und Strumpfwirkerei ins Auge gefasst. Die Herren klagen, dass der Liebe Müh' umsonst war. Sehr begreiflich, denn solche Dinge dürfen nicht mit halbem Willen und halben Mitteln unternommen werden. Der Fehler lag hier, ebenso wie in der vom Baron Hirsch eingeleiteten Aktion zur Förderung des Handwerkes unter den galizischen Juden darin, dass das Unternehmen einen ausgesprochen charitativen Charakter trug, dass man der augenblicklichen Not steuern wollte, ohne die Vorbedingungen für den dauernden und lohnenden Bestand der eingeführten Industrie zu schaffen. Von all den verschiedenartigen Versuchen ist schliesslich nichts übrig geblieben als die Korbflechterei in Brody, die heute noch einige hundert fleissiger Hände beschäftigt und die Strumpfwirkerei in Krakau und Chrzanow, die aber auch schon eingehen will. Die Mitglieder des Abgeordneten-Komitees hatten nämlich das Allerwichtigste vergessen. Sie gaben den Arbeitswilligen Ma-

schinen und Rohmaterial auf Kredit und es wurde nun lustig darauf losproduziert. Aber man hatte es unterlassen, für den Absatz zu sorgen. Die fertige Ware häufte sich, das investierte Kapital wurde nicht amortisiert und heute stellt sich die Bilanz der Krakauer und Chrzanower Strumpfwirkerei folgendermassen: Ausgaben waren zirka fl. 20 000. Davon entfällt auf die vorhandenen Maschinen ein Betrag von fl. 8000, während weitere fl. 8000 in nicht abgesetzter Wirkware tot liegen. Da die Mittel zur Beschaffung neuen Rohmaterials nicht vorhanden sind, stockt das ganze Werkel. Die unumgängliche Voraussetzung für das Gedeihen jeder Hausindustrie ist selbstverständlich die Organisation des Absatzes. Es ist schon an und für sich schwierig, die Erzeugnisse des Handbetriebes mit den Produkten der Fabriksindustrie in Konkurrenz zu stellen. Aber die Erfolge, welche beispielsweise die grossartige und lukrative Stickerei-Hausindustrie in der Schweiz erzielte, beweisen, dass diese Schwierigkeit zu überwinden ist, wenn man nicht auf der Grundlage der Wohltätigkeit, sondern auf gesunder, kaufmännischer Basis arbeitet und die Hausindustrie in dem modernen Sinne der Heimarbeit auffasst. Wir haben schon erwähnt, dass der Arbeitslohn in Galizien gegenüber jenem industriell entwickelter Länder ein unverhältnismässig niedriger ist und dass auch das Rohmaterial für einzelne Branchen billiger als sonst irgendwo zu beschaffen ist. Die galizischen Juden sind in allen Handwerken zu Hause, nur bedürfen sie der fachlichen Ausbildung und tüchtiger Vorarbeiter. Namentlich von Schneidern und Schustern wimmelt es im Lande. Wenn nun die österreichische Konfektionsindustrie, die ja trotz aller handelspolitischen Dummheiten, durch welche unser Export geschädigt wurde, noch immer die levantinischen Märkte beherrscht, in Galizien Faktoreien errichten würde, wie sie heute in Prossnitz, Boskowitz usw. auf Grundlage der Heimarbeit bestehen, so könnte sie Unsummen an Arbeitslohn und — soweit es sich um die Lederindustrie handelt — an Kosten des Rohmaterials ersparen und dabei vielen Tausenden Erwerb bieten. Solche Unternehmungen sind immer nur eine Frage der kaufmännischen Konvenienz und nicht der öffentlichen Mildtätigkeit.

Im engsten Zusammenhange mit dem Kapitel der Hausindustrie steht die Handwerkerfrage. Bekanntlich wurde ein Teil jener 12 Millionen, welche Baron Hirsch zur Errichtung von Schulen in Galizien widmete, der Gründung von Handwerkerschulen zugewendet. Es lag ja ein vernünftiger Gedanke darin, dass man die Frequentanten der Hirsch-Schulen nach Vollendung der vier Normalklassen nicht wieder in das wirtschaftliche Elend zurücksinken lassen, sondern für deren gewerbliche Fortbildung sorgen wollte. Neben der Schulstiftung errichtete Baron Hirsch noch 2 Wohltätigkeitsbureaux in Lemberg und Krakau, welche monatlich mit fl. 7000 resp. fl. 5000 dotiert wurden. Es sollten mit diesen Geldern schwankende wirtschaftliche Existenzen gestützt werden. In Wahrheit hat man auf diese Weise nur Bettler herangezüchtet. Von 1887 bis 1895 wurden fl. 360 000 verteilt, und diese Riesensumme verschwand spurlos, ohne

die geringste Besserung der Notlage bewirkt zu haben. Auf je 100 Petenten entfielen 25 Handwerker und auch diese waren eigentlich nur Pfuscher. Man erkannte bald die schädliche Wirkung dieser Wohltätigkeitsbureaux und liess sie auf. Dagegen richtete das Kuratorium sein Augenmerk auf die Entwicklung der Handwerkerschulen. Die grössten Hoffnungen setzte man auf jene in Krakau. Die Geschichte derselben ist überaus lehrreich: Die jüdischen Handwerker konnten den Befähigungsnachweis nicht erlangen, weil die Zünfte ihnen die Aufnahme verweigerten. Man bewegte sich also in einem Circulus vitiosus. Man konnte keine jüdischen Handwerker heranbilden, weil sie nicht Meister werden durften, und da man keine jüdischen Meister hatte, konnte man keine Pionnierschulen gründen und keine jungen Kräfte heranziehen. Man dachte daher daran, der Krakauer Handwerkerschule das Recht zu verschaffen, dass ihre Zeugnisse den Befähigungsnachweis ersetzen. Wenn nur erst 20 bis 30 Meister herangebildet und in das Land hinausgeschickt waren, konnten sie das Handwerk überallhin verpflanzen. Die Regierung hat nun verlangt, dass die Schule mit den besten Lehrkräften versehen und mit allen technischen Behelfen der Neuzeit ausgestattet werde. Das Kuratorium aber sagte: Zuerst gebt uns das Recht und dann werden wir die Schule entsprechend einrichten. An diesem Widerspruche oder gegenseitigem Misstrauen ging die Schule zugrunde.

Die Eignung und Willigkeit der Juden zum Handwerke steht ausser Frage. Sie betreiben in Galizien alle nur denkbaren Gewerbe, freilich in sehr mangelhafter Weise. Die Errichtung und Subventionierung von Handwerkerschulen wäre daher ein dringendes Erfordernis, schon deshalb, weil damit auch der Lösung der Emigrationsfrage vorgearbeitet würde. Der geschulte Handwerker bleibt selten im Lande, er sucht sich sein Brot auf einem dankbareren Boden. Die Beförderung des Handwerkes würde also einen grossen Teil der Juden erst *emigrationsfähig* machen. Auch auf die Ausbildung in den *höheren Gewerbeschulen* sollte hingewirkt werden. Die Krakauer Gewerbeschule zählt unter 200 Frequentanten 15 Juden, von denen der grössere Teil ganz ausgezeichnete Schüler sind. Aber viele müssen das Studieren aufgeben, weil sie die Mittel dazu nicht aufbringen. Man müsste also Stipendien stiften, um die jungen Leute, statt den Gymnasien und Realschulen, den Gewerbeschulen zuzuführen.

3. Die innere Kolonisation.

Die Frage, ob grössere Massen von Juden im Lande selbst dem Ackerbau zugeführt werden sollen, ist noch vielfach kontrovers. Die galizischen Juden sind fast ausschliesslich Städtebewohner. Ihre Sitten- und Lebensgewohnheiten, die Mittel des Erwerbes und ihre sozialen Einrichtungen sind städtisch. Es ist unbestreitbar, dass ein starkes psychologisches Moment ihrer Umwandlung zu Ackerbauern entgegensteht. Als ein charakteristisches Detail mag hier angeführt werden, dass jüdische Ackerknechte, als sie von den christlichen Bauern verspottet wurden, weil sie in Stiefeln aufs Feld kamen, am folgenden

Tage wohl die Stiefeln zu Hause liessen, aber doch in Strümpfen erschienen. Trotzdem gibt es auch heute schon eine nicht unbeträchtliche Anzahl jüdischer Bauern. Wir haben bereits der Sekte der Karaiten bei Halicz erwähnt, die aus mehreren hundert Familien besteht und seit nahezu 200 Jahren lediglich von der Bestellung ihrer Felder lebt. Auch in der Nähe von Stanislau gibt es ein Dorf, wo viele Juden den Boden bebauen und auf dem Gute des Abgeordneten Götz leben vier jüdische Bauernfamilien, die sich nur durch die Sabbatheiligung von ihren christlichen Genossen unterscheiden und während der vorjährigen Judenexesse gar nicht daran dachten, dass ihnen ein Leids geschehen könnte. Blicken wir über Galizien hinaus, so treten uns zwei grosse kolonisatorische Versuche mit Juden vor Augen. Der eine, in Argentinien, ist trotz der reichen Mittel, mit denen er unternommen wurde, gescheitert. Man scheint weder bei der Auslese des Menschenmaterials, noch bei der Organisation mit der erforderlichen Vor- und Umsicht zuwerke gegangen zu sein. Die Ungunst der klimatischen Verhältnisse und alljährlich wiederkehrende Heuschreckenschwärme vollendeten das Zerstörungswerk. Der zweite, auf dem dürren Boden Palästinas unternommene Versuch ist aus kleinen, schier hoffnungslosen Anfängen herausgewachsen und hat, allerdings nach unsäglichen Mühen und Beschwerden und sehr beträchtlichen Geldopfern, zu teilweise guten Erfolgen geführt.

Auf Grund dieser Erfahrungen lässt sich also den galizischen Juden die physische Eignung und psychologische Fähigkeit zum Ackerbau nicht absolut absprechen. Richtig ist, dass die infolge des Elends eingetretene körperliche Degenerierung ebenso wie die auf viele Generationen zurückreichende Entwöhnung von physischer Arbeit grosse Schwierigkeiten darbieten, aber diese Hindernisse sind zu beseitigen, wenn man das Ziel nicht mit jähem Sprunge erreichen will, sondern demselben schrittweise zusteuert. Viel gewichtiger scheint der Einwand, dass schon heute in Rücksicht auf die Ertragsfähigkeit des Bodens eine bäuerliche Uebervölkerung vorhanden ist, dass also mit der Ueberführung einer grösseren Anzahl von Juden zum Ackerbau nur das ländliche Proletariat vermehrt würde. Aber dem gegenüber steht die Tatsache, dass die unglaubliche Zersplitterung des bäuerlichen Besitzers eine intensive Bewirtschaftung des Bodens behindert und dass die galizische Bauernwirtschaft heute noch genau auf dem primitiven Punkte steht, wie vor Jahrhunderten. Nicht an der Dürftigkeit des Bodens, der namentlich in Podolien ein sehr günstiger ist, liegt es, sondern an der Mangelhaftigkeit seiner Bearbeitung und an den trostlosen sozialen Verhältnissen, wenn alljährlich tausende von Bauern zum Wanderstabe greifen müssen.

Wir glauben daher, dass die Frage, ob man dem Elende der galizischen Juden auch durch Zuführung eines Teiles derselben zum Ackerbaue abzuhelfen suchen soll, entschieden bejahend beantwortet werden muss.

Aber auch über die Art und Weise der Kolonisation gehen die Ansichten auseinander. Die einen — es sind dies zumeist jüdische

Grossgrundbesitzer und das macht ihre Meinung erklärlich — sprechen sich gegen die Anlage geschlossener jüdischer Kolonien, sogenannter Judendörfer aus, weil sie befürchten, dass solche Judendörfer bei der Wiederkehr antisemitischer Bauernexzesse bequeme Ansiedelung einzelner jüdischer Ackerbauer mitten unter der christlichen Bauernbevölkerung, ein Modus, dem das sehr gewichtige Bedenken entgegensteht, dass der ererbte jüdische Handelsgeist aufsaugend auf die umliegenden Bauernwirtschaften wirken und daher vermehrten Anlass zur Erbitterung und Gewalttätigkeit schaffen würde. Die anderen — es sind dies solche christliche und jüdische Kenner des Landes und des Volkscharakters, welche nicht fürchten müssen, dass der Hass der Bauern sich gegen sie selber kehre — befürworten die Anlage geschlossener jüdischer Kolonien, für welche allerdings erst die nötige Vorbedingung in Form von Bauernschulen zur Erziehung der jüdischen Jugend für den Ackerbau geschaffen werden müsste.

In die Beschäftigung mit der Landwirtschaft sind die Juden ja schon seit der Freigebung des Erwerbes von Grund und Boden eingetreten. Im Jahre 1890 besassen sie in Galizien bereits 591 633 Joch landtäflicher Güter. Von 1620 landtäflichen Pachtungen waren 1894 783 in jüdischen Händen. Hiervon waren 718 von Christen und 65 von Juden an Juden verpachtet, ein Beweis, dass die Juden als Eigentümer zumeist selbst bewirtschaften und nur selten verpachten. Daten über den jüdischen Rustikalbesitz liegen nicht vor, aber in vielen, ja beinahe allen Dörfern Galiziens sind Juden Besitzer rustikaler Gründe, zumeist sind es Schankwirte, die ein Stückchen Grund kaufen, um dauernd sesshaft zu werden. Als Verwalter, Oekonomen, Aufseher, Forsthüter usw. werden sogar Juden auch von christlichen Besitzern besonders bevorzugt und es könnte eine grosse Anzahl junger Leute in diesen Berufen ihre dauernde Existenz finden, wenn sie sich, statt im Gymnasium eine aussichtslose Carrière zu betreten, den höheren landwirtschaftlichen Anstalten zuwenden würden.

Schon vor 14 Jahren ist eine der massgebendsten Persönlichkeiten der galizischen Judenschaft, der Direktor der galizischen Hypothekenbank Herr Moriz L a z a r u s, in einer Broschüre für die Heranbildung der Juden zum Ackerbau eingetreten. „Um diesen Zweck zu erreichen," sagt L a z a r u s, „müssten vorerst landwirtschaftliche — oder richtiger — Bauernschulen errichtet werden, welche den Zweck hätten, jüdische Familien für den Bauernstand zu erziehen." Er gibt auch sofort die Anleitung zur praktischen Durchführung der Sache: „Es wird ein Grundkomplex, der ausserhalb eines Dorfes liegt und einen Teil des Grossgrundbesitzes bildet, erworben und ganz nach Art der Bauernbesitzungen eingeteilt und eingerichtet, so dass jedes Stück mit seinem Hause einen komplett eingerichteten Bauernbesitz darstellt. Je nach den Mitteln kann eine solche Bauernschule nicht unter 20 und nicht über 50 derartiger Bauernbesitzungen enthalten. Als Lehrer wird ein jüdischer Oekonom angestellt. Die Lehrzeit jedes Kolonisationszöglings müsste mindestens 3 Jahre dauern und alles, was derselbe während dieser Zeit aus Grund und Boden oder durch sonstige Arbeit

erwirbt, sowie der Zuwachs an Viehstücken, bleibt sein Eigentum. Verlässt der Zögling die Schule und hat er die genügende Befähigung, um weiter als Bauer arbeiten zu können, so ist dafür zu sorgen, dass ihm eine solche Bauernwirtschaft mit Zuhilfenahme seiner Ersparnisse eingerichtet werde, deren Kosten er in kleinen Raten zinsenfrei zu bezahlen hat, so dass die Wirtschaft nach einer bestimmten Zeit in sein Eigentum übergeht." Eine solche Bauernwirtschaft mit 3—5 Hektaren Grund — je nach Qualität des Bodens — Haus samt Stallung und Scheune, ein Paar Pferde samt Wagen, Kuh und Ackergeräten, wird mit fl. 1500 präliminiert. Es würde somit solch eine Schule für 25 Bauernwirtschaften inklusive der Unterbringung des Oekonomen, Bethaus und sonstiger Einrichtungen den Betrag von fl. 45 000 erfordern. Der christliche Bauernstand darf keinesfalls von seiner Scholle verdrängt werden, es dürfte daher nur durch Ausscheidung einzelner Parzellen aus dem Grossgrundbesitze eine solche Vermehrung des Bauernstandes durch jüdische Kolonien durchgeführt werden.

Die Vorschläge Lazarus' sind durchaus nicht revolutionärer Natur und es ist bereits die „Ica" darangegangen, mit der Errichtung zunächst einer einzelnen jüdischen Bauernschule auf der von ihm gegebenen Basis den Anfang zur Lösung der Kolonisationsfrage zu machen. Diese Kolonien könnten bald Musterwirtschaften und durch den intensiven Betrieb wie durch die kaufmännische Verwertung ihrer Produkte vorbildlich für das ganze Land werden.

Siegfried Fleischer.

Mitteilungen der „Oesterr.-Israelit. Union".

Der Union-Kalender.

Am 1. August erschien der neue Jahrgang (5663, 1902/1903) des von der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" herausgegebenen „Kalenders für Israeliten". Derselbe weist gegen seine Vorgänger eine Reihe wesentlicher Verbesserungen und Ergänzungen auf. Im kalendarischen Teile ist neben der astronomischen Zeitangabe des Sabbat-Einganges auch jene des Sabbat-Ausganges aufgenommen worden und eine übersichtliche, durch praktische Beispiele erläuterte Zeittafel ermöglicht es unseren Glaubensgenossen in den verschiedenen Teilen der Monarchie, die mittlere Ortszeit, nach welcher jene Angaben berechnet sind, sowohl auf die betreffende Ortszeit, als auch auf die mitteleuropäische Zeit (Bahnzeit) umzurechnen. — Der schematische Teil des Kalenders ist einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen worden, durch welche viele veraltete Daten eliminiert und ein möglichst genaues Verzeichnis der österreichisch-ungarischen Kultusgemeinden, ihrer Vorstehungen, Funktionäre und rituellen Institutionen geschaffen wurde. Neu aufgenommen wurden eine Anzahl wertvoller Daten, wie Seelenzahl der Gemeindemitglieder, Zahl der Kultussteuerträger, Einnahmen und Aus-

gaben der Kultusgemeinde, Stiftungen und die im Gemeindegebiete bestehenden Minjan-Vereine. — Der literarische Teil bietet eine populär-wissenschaftliche Abhandlung aus der Feder des Wiener Oberrabbiners Dr. M. Güdemann, ferner eine spannende Erzählung aus dem jüdischen Leben von dem rühmlichst bekannten Verfasser des „Gabriel" S. Kohn. — Auch die typographische Anordnung des neuen Jahrganges ist eine handlichere und übersichtlichere geworden. So glauben wir denn, dass der neue „Union-Kalender" in seiner eleganten Ausstattung allen praktischen Bedürfnissen genügen und seinen Ruf als unentbehrliches Haus- und Hilfsbuch für jede jüdische Familie auch diesmal rechtfertigen wird. Der billige Preis (K 1.50) ermöglichst auch dem Minderbemittelten die Anschaffung.

Wir bitten unsere geehrten Mitglieder, mit Hilfe des diesem Hefte beigedruckten Bestellscheines den Bezug des Union-Kalenders rechtzeitig anmelden zu wollen.

*

Wir richten an jene Herren, die bis heute den ihnen zugesandten Kalender noch nicht bezahlt haben, die höfliche Bitte, den entfallenden Betrag von Kr. 1.50 gefälligst umgehend einsenden zu wollen, da durch eine Einkassierung mittels Postauftrag namhafte Kosten erwachsen würden. Ein Posterlagsschein zur kostenlosen Uebermittlung des Betrages liegt jedem Kalender bei.

Aus unserem Rechtsschutz- und Abwehr-Bureau.

Abermalige Entführung in ein Nonnenkloster.

Längere Zeit ist es von der Entführung jüdischer Mädchen in galizische Nonnenklöster still gewesen. Nun wird uns unter dem 26. August d. J. aus Stanislau ein neuer Mädchenraub zur Kenntnis gebracht. Die 14—15jährige Feige Pistreich, Tochter der Frau Ruchel Pistreich aus Uhmilow bei Tlumacz, wurde am 18. August d. J. durch Michael Bittner, einen Schmied aus Jeziorzany, in das Nonnenkloster zu Maryampol entführt. Die Mutter, welche nach ihrem Kinde suchte und anfangs nicht wusste, wer sie entführt und ob sie überhaupt entführt worden sei, kam, von einer Ahnung geleitet, nach Maryampol in das erwähnte Nonnenkloster und flehte um Herausgabe des Kindes oder wenigstens um Gestattung eines Widersehens mit demselben. Sie wurde aber mit dem Bemerken abgewiesen, dass das Kind sich nicht dort befinde. Erst später, als die Mutter nach Hause kam, erfuhr sie, dass Michael Bittner vor dem Gendarmen gestanden habe, dass das Kind von ihm nach Maryampol zu den Nonnen gebracht worden sei und zwar mit Einwilligung des Mädchens, wenn auch ohne Wissen der Eltern. Die verzweifelte Mutter hat sich an das Bezirksgericht in Tlumacz mit einer Eingabe gewendet, in welcher sie bat, dass ihr das Gericht auf Grund des § 145 a. b. G. B. zur Wiedererlangung ihres Kindes behilflich sei.

Das weitere Verfahren wurde von unserem Rechtsschutzbureau eingeleitet.

Antisemitische Beamte.

Unter der Tarnopoler Beamtenschaft scheinen seltsame Anschaungen über ihre Amtspflichten und über die Form, in welcher sie mit den Parteien zu verkehren haben, zu herrschen. Vor zwei Jahren machte ein Plaidoyer des Staatsanwalt-Stellvertreters am Tarnopoler Kreisgerichte, Herrn Berezniczki, Aufsehen, in welchem derselbe das Judentum und die jüdische Religion in unerhörtester, die heiligsten Empfindungen unserer Glaubensgenossen verletzender Weise verleumdete. In gleich gehässiger Weise hat sich nun, wie uns aus Tarnopol gemeldet wird, der dortige k. k. Finanzrat Herr Sabuda gegen die Juden geäussert. Am 23. Juli d. J. erschien in der Steuerabteilung der Tarnopoler Bezirkshauptmannschaft der dortige Gutsbesitzer Dr. Hermann Stein, um im Vollmachtsnamen seines Vaters einige von der Steuerabteilung eingeforderte Dokumente vorzulegen. Als Finanzrat Sabuda die Annahme eines Teiles der Dokumente verweigerte, ersuchte Dr. Stein in höflichem Tone um die protokollarische Feststellung der Tatsache, dass er die betreffenden Dokumente vorlegen wollte. Herr Finanzrat Sabuda erwiderte in gereiztem Tone: „So, Herr Doktor, Sie wollen uns mit Schreibereien unterhalten — gut!“ ordnete dann die Protokollierung an und wendete sich neuerdings an Dr. Stein mit folgenden Worten: „So sollen denn die Juden da herrschen, solche zwei gemeine Juden wie Landau und Stein, Bürger einer jüdischen, korrumpierten Stadt wollen da herrschen.“ (Dr. Michael Landau ist ein angesehener Advokat in Tarnopol.) Als hierauf Dr. Stein sich gegen den Ton, den der Herr Finanzrat gegen ihn anschlug, verwahrte und darauf verwies, dass die Staatsbeamten auch aus Steuergeldern der Juden bezahlt werden, schrie Herr Sabuda: „Was? Ich werde von jüdischem Gelde bezahlt? Das ist nicht wahr, das ist eine Lüge — ich bin katholisch, stamme aus katholischer Familie, habe mit Juden nichts gemein und will mit den Juden nichts gemein haben! Wer sind Sie denn, dass Sie sich mir gegenüber solche Bemerkungen erlauben? Ein Jud', Sohn eines alten jüdischen Diebes! Ich werde noch einmal mit Ihnen zusammenkommen und werde mit Ihnen abrechnen!“

Dr. Hermann Stein hat gegen den Finanzrat Sabuda die Ehrenbeleidigungsklage angestrengt und beim Finanzminister Dr. von Böhm-Bawerk Beschwerde erhoben.

Dio Blutlüge.

Aus Rakonitz wird geschrieben: Am 29. v. M. machte das Gerücht, dass ein christliches Dienstmädchen, das bei dem hochangesehenen Kaufmanne J. N. bedienstet war, spurlos verschwunden sei, die Runde durch die Stadt. Das Mädchen ging am 28. Juli 9 Uhr abends auf die Post und da es lange nicht zurückkehrte, erstattete Herr N. die Anzeige bei der Gendarmerie. Die durch das hiesige antisemitische Blatt aufgehetzte Volksmenge wollte sofort darin einen Ritualmord sehen. Am nächsten Tage kam das Mädchen wieder zu seinem Dienstgeber zurück, wo es ganz ermattet angab, dass es von Zigeunern entführt worden sei und nur mit Mühe denselben entfliehen konnte. Die Aussage der Magd dürfte jedoch nicht wahr sein, sondern sie dürfte bei ihrem Geliebten, der in einem benachbarten Dorfe wohnt, zu Besuch gewesen sein, einen Tag mit ihm verbracht haben und am nächsten Tage wieder zu ihrem Dienstgeber zurückgekehrt sein.

*

Der „Pester Lloyd“ vom 1. August meldete aus Grosswardein: „Zwei Arbeiter schickten gestern aus der Schenkstube des Salomon Egri die achtjährige Helene Kiss mit Branntwein nach Hause. Dan Kind verschwand unterwegs. Gewissenlose Hetzer verbreitetes

nun das Gerücht, das Kind sei von einem aus Klausenburg zugereisten Juden ermordet worden, da man das Blut des Kindes für die im Bau befindliche Klausenburger Synagoge brauche. Das Geschäft Egris wurde von einer erregten Menge förmlich belagert; zur Verhinderung von Exzessen musste Gendarmerie aufgeboten werden. Heute wiederholten sich die Exzesse. Nun brachte aber eine Bäuerin die Kunde, dass das Kind in einem benachbarten Orte unversehrt und weinend aufgefunden wurde. Egri hat gegen die Urheber der Exzesse die Strafanzeige erstattet."

Korrespondenzen.

Deutschbrod. Am 28. August d. J. fuhr ich in Gesellschaft von drei Glaubensgenossen im Zuge Nr. 12 der Nordwestbahn aus Prag nach Deutschbrod, In Kuttenberg stiegen einige Reservisten ein und machten einen solchen Lärm, dass sie auf Anregung eines Mitreisenden vom Kondukteur ermahnt wurden, sich ruhig zu verhalten. Kaum setzte sich der Zug jedoch wieder in Bewegung, so änderten sie ihre Taktik und einer überbot den anderen an schmählichen Beschimpfungen der Juden. Unter anderem sagte einer, dass die Offiziere jüdische Hunde seien, die alle erschossen werden sollten; dann, dass er alles vertrage, doch wenn er einen Juden sehe, so könne er sich nur mit Mühe beherrschen, um ihn nicht zu erschlagen. Für ein Schwein habe er mehr Herz als für die jüdische Bande u. s. w. Zum Schlusse wurden auch noch eine Anzahl Hilsner-Lieder angestimmt. Als der Kondukteur in der Station Lestina in unser Kupee kam, machte ich ihn auf das Benehmen der Leute aufmerksam und ersuchte ihn, er möge durch den Zugsführer oder den Stationsbeamten in Svetla die Namen derselben feststellen lassen, oder er selbst möge uns vor den Gemeinheiten in Schutz nehmen. Der Kondukteur hörte uns ruhig an, veranlasste aber nicht das mindeste, so dass einige der Reservisten in Svetla unbehindert aussteigen konnten, während zwei von ihnen unbeanständet noch über Deutschbrod weiterfuhren. Es wäre doch angezeigt, dass die Direktion der Nordwestbahn ihr Personal belehre, wie es sich in solchen Fällen zu benehmen habe, oder eine öffentliche Kundmachung zu erlassen, des Inhaltes, dass man sich zu einer Fahrt III. Klsase bei diesem Transportinstitut mit einem Taufschein versehen müsse. Meiner Ansicht nach hätte der Kondukteur oder der Zugsführer unserem Ersuchen um Feststellung der Nationale unbedingt Folge leisten müssen. Sehr auffallend war es mir und den Mitreisenden, dass der Kondukteur, nachdem ich ihm in Lestina die erwähnte Anzeige gemacht hatte, in den folgenden Stationen Svetla und Okrouhlic gar nicht mehr in das Kupee kam. Ich weiss nicht, ob darin ein Symptom zu erblicken ist, dass er das Benehmen der Exzedenten stillschweigend billigte.

Berlin. (Eine Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft im Judentum) soll nach einem soeben in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" veröffentlichten Aufruf gegründet werden. Die Gesellschaft will begabte junge Leute, welche das Universitätsstudium, sowie eine der theologischen Anstalten absolviert haben und welche Neigung und Beruf zur wissenschaftlichen Arbeit treibt, mit ausreichenden Stipendien versehen, damit aus ihnen ein Stamm von zulänglichen Lehrkräften gesichert werde. Weiter will die Gesellschaft die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift und wissenschaftlicher Werke ermöglichen.

Feuilleton.

Die dramatische Komposition des Buches Hiob.

In der Kulturgeschichte eines jeden begabten Volkes pflegt auf eine kriegerische, die wirtschaftlichen und körperlichen Kräfte anspannende, aber erfolgreiche Zeit ein Rückschlag zu erfolgen; ungeahnte politische Erfolge haben das eigene Kraftgefühl und Selbstvertrauen gestärkt, und so wagt man jetzt auch auf dem Gebiete der Spekulation in geheimnissvolle Tiefen einzudringen, neue Probleme zu stellen und die Lösungen der alten von neuem zu prüfen. Unter Davids Regiment hat das Volk Israel seine höchste kriegerische Blütezeit erlebt. Aber es war ein rauhes Geschlecht, das mit dem König ins Grab sank. Salomo, der Friedensfürst, führt ein neues Reich herauf. Zwar gibt es noch Stürme genug zu bestehen, aber sie hindern eine friedliche Fortentwicklung nicht mehr, sie stählen die Kraft, ohne sie zu ermüden. Der König ist ein „Weiser“. Der Ruhm seiner Aussprüche, seiner verblüffenden Urteile dringt durch die ganze Welt, auswärtige Fürstlichkeiten bewerben sich um seine Freundschaft. Aber der König, der einst Gold und alle Schätze für geringer erachtet hatte, als ein „weises Herz“, verfällt in die Sünde der Abgötterei. Die ausgedehnten Beziehungen zu fremden Staaten und Machthabern mussten das Herz des grossen Herrschers, der für seine Bauten der Hilfe des Auslandes bedurfte, nachgiebig gegen fremde Sitten und Anschauungen machen, und er sah wohl, dass auch auswärts kluge Menschen wohnten; so mochte er auch den inneren Wert der heidnischen Götterverehrung überschätzen und dazu veranlasst worden sein, den Ausländern im heiligen Lande die Ausübung ihres Kultus zu gestatten. Ihm war mehr am allgemein Menschlichen, als an dem spezifisch Jüdischen gelegen.

Einen ähnlichen Charakter zeigen eine Reihe von Schriften, die zu seiner Zeit entstanden sind, zum Teil auch unter seinem Namen dahingehen. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch behandeln die „Sprüche“; nirgends ist auf ganz ausschliesslich jüdische Verhältnisse Bezug genommen. Der „Prediger“ verkündet mit starken, eindringlichen Worten zum erstenmale die entsagende Weisheit eines Volkes mit hochentwickelter Kultur, das schon die ersten Spuren des Verfalls, des Ekels an den Gütern zeigt, die doch in ihrer Gesamtheit erst das Gute darstellen. Mochten trübe Gedanken wie die hier vorgetragenen auch früher einmal die Brust des Israeliten durchzogen haben, jetzt erst ist den einsamen Denkern die Zunge gelöst, die hebräische Sprache wird reif, die Kämpfe wiederzuspiegeln, die im Busen des Menschen durchgefochten werden. Die Kunstform aber, die den Konflikt der beiden Seelen in seiner Brust darzustellen hat, ist vor allen anderen die dramatische. Und wirklich beginnt in dieser Zeit die dialogische Form in den heiligen Büchern zu erstarken: aus denselben Kreisen wie die vorerwähnten Schriften, aus dem Bunde der „Wissenden“, der Chokmah gehen zwei poetische Erzeugnisse hervor, die uns die frühesten, ja wohl die einzigen Spuren einer altsemitischen dramatischen Dichtung zeigen: das Hohelied und das Buch Hiob. „Das gemeinsame Merkmal der wenigen Schriftwerke dieser Chokmah“, sagt Franz Delitzsch in seinem Kommentar zu dem letzten Werke, ist der von allem Eigentümlich-Israelitischen abgezogene oder doch begrifflich verallgemeinernde, ideal vertiefende h u m a n i s t i s c h e Standpunkt. So ist es zu erklären, dass der

Dichter seinen Helden in einer idealen Ferne ansiedelt, in den halb wüsten Grenzlanden gegen die Heidenvölker, wo zwar der innerste Kern der heiligen Lehre bekannt, nicht aber der Kult des Tempels von Jerusalem ausgeübt wird. Dort kann sich eine grosse, starke, eigenherrliche Persönlichkeit im steten Aufblick zu ihrem Gott entfalten. Und so lange das scheinbare Gleichgewicht von Handlungsweise und äusseren Lebensumständen nicht gestört wird, herrscht Friede in solchen Herzen; aber furchtbare Kämpfe müssen es zerreissen, wenn dies Gleichgewicht mit gewaltiger Hand gestört wird, wenn der Mann, der sich seiner schweren Sünde bewusst ist, geplagt wird, als laste Gottes Zorn auf ihm. Wird er in diesem Kampf innerlich zugrunde gehen, wird er den Glauben an Gott und damit den Mittelpunkt seines Wesens verlieren oder sich hindurchringen zum Frieden, aufsteigen auf eine höhere Warte, von wo ihm der Lauf der Dinge nicht mehr verworren, sondern kunstvoll geordnet erscheint? Das ist fürwahr ein echt dramatisches Problem und wenn es der Dichter versteht, in erregter Wechselrede des Helden mit seiner Umgebung die geheimsten Bahnen seiner Gedanken aufzulegen und in allen diesen Reden eine einheitlich fortschreitende Entwicklung, eine stete Steigerung durchzuführen, dann hat er auch die dramatische Form gefunden. Freilich, der Eingang und Schluss des Werkes sind in erzählender Form gehalten, die Reden der einzelnen Personen werden eingeleitet mit den üblichen Wendungen: „Und Hiob tat seinen Mund auf und sprach . . . .“ und für die Aufführung ist das Werk nicht bestimmt. Aber das alles hängt mit anderen Verhältnissen zusammen und der Dichter ist dem wirklichen Drama so nahe gekommen, wie zu seiner Zeit und in seinem Volk nur irgend jemand kommen konnte.

Ein Drama ist der „Hiob“, aber keine Tragödie. Ob der Israelit imstande gewesen wäre, bei dem traurigen Ende des Helden ein ästhetisches Lustgefühl zu empfinden, möchten wir bezweifeln. Wenn aber die Kämpfe in der Seele des Leidenden einen versöhnlichen Ausgang nehmen, so haben wir das Schauspiel vor uns. Ein solches Ende zeigt unser Werk: der Held wird durch den Herrn selber erzogen zu einer höheren, ja zur höchsten Anschauung des Weltlaufes. Damit war aber zugleich eine schwere Gefahr gegeben. Die persönliche Einwirkung des Herrn hätte die freie, natürliche Entwicklung im Herzen Hiobs stören und unsere menschliche Teilnahme abschwächen können. Darum wird im Anfang mit grosser künstlerischer Weisheit das Auftreten Gottes vorweggenommen, so dass sein Wirken sich hinter der Szene vollzieht und der Held ihn nicht sieht, ja seine gütige Hand kaum mehr zu fühlen glaubt. Eine prachtvolle Szene, diese Wette zwischen dem Herrn und dem Bösen; sie war es wert, dass ein Goethe sie nachahmte. Der Herr und der Teufel sind so weit als möglich „menschlich“ gehalten. Und von vornherein ist dafür gesorgt, dass der Herr den Sieg behalte. Beachten wir wohl, was der Böse durch seine Peinigung an Hiob bewirken will: „In dein Angesicht wird er dir absagen!“ Scheinbar freilich behält er einen Augenblick recht: Hiob öffnet seinen Mund zum Fluche; aber nicht dem H e r r n flucht er, sondern dem Tag seiner Geburt. Es fehlt ihm, was ein alttestamentarischer Strenggläubiger von ihm fordern musste: die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, auch da, wo er unbegreiflich ist, in der festen Zuversicht, dass Gottes Wille schliesslich doch sein „gnädiger, guter Wille“ sei. Hiob trägt sein

Los schliesslich nicht mehr mit Ergebung, sondern er verzagt. Darin liegt sein Fall; kein Fall zum Tode, aber doch ein Punkt, an dem göttliche Erziehungsarbeit noch einsetzen kann, ein Punkt, von wo eine Rückkehr zum Herrn noch möglich ist, aber diesen Rückweg muss er sich selber suchen in hartem, mühseligem Ringen. Denn jeder Gedanke an einen Ausgleich in einer anderen Welt, in einem späteren Leben liegt dieser salomonischen Zeit noch völlig fern. Und das Dramatische des Werkes liegt nun darin, dass der Held nicht in abstraktem Denken fortschreitet, sondern dass ihm die verschiedenen Anschauungsweisen über den Zweck des Leidens aus dem Munde lebender Menschen entgegenklingen, dass der Dichter sie in eine anschauliche Form gekleidet hat. Und was sind das für prächtige Gestalten geworden, diese drei ersten Freunde, die mit ihren weisheitsvollen Reden vor ihm auftreten! Man muss sie kennen gelernt haben, diese „guten Freunde", in einem grossen Unglück, das uns das Herz zerrissen hat, mit ihrem billigen Trost und mit ihren noch billigeren Anklagen und Vorwürfen. In der ganzen „reichen" dramatischen Literatur Ostasiens, besonders in China, finden wir keine einzige solche Figur auf der Bühne, so einen meisterhaften, dem Leben abgelauschten Philister; denn das ganze geistige Leben des Chinesen, seine Sittlichkeit und seine Religion haben einen so unsäglich nüchternen, philisterhaften Zuschnitt, wie sollte er da den Philister neben dem warmblütigen, starken, ob der Grösse des eigenen Unglücks staunenden Menschen beobachten? Krämermoral ist es, die sie dem Leidenden predigen: wer Gutes tut, dem wird es wohl ergehen, da du solches Unglück hast, so müssen schwere Sünden auf dir lasten. Natürlich schlummert dabei der Nebengedanke in ihnen: da wir nicht dies Unglück haben, sind wir eben viel besser als du. Nun kann zwar das Böse auch eine göttliche Strafe sein, aber das trifft in diesem Falle nicht zu. Man kann auch von diesen guten Freunden nicht verlangen, dass sie den wahren Zusammenhang einsehen; aber da sie doch Hiob lange genug kennen, sollten sie ihm nicht so ungeheuerlich Böses zutrauen und lieber die Unbegreiflichkeit der Wege Gottes zugestehen, als mit billigen Anklagen zur Hand sein. Darin ruht aber wieder ein dramatisches Element, dass bei diesem Zusammenplatzen Hiobs mit seiner Umgebung jeder Teil im gewissen Sinne recht hat, nur reden sie aneinander vorbei, und die Abwehr des Helden von diesen niedrigsten Gedankenkreisen, von dem alltäglichen Aufrechnen von Handlungen und Folgen wird eben erleichtert durch den Charakter der Freunde, den der Unglückliche mit seinem durch Leiden verfeinerten Gefühl umso deutlicher erkennt. Alle drei sind von gleicher Selbstgerechtigkeit und Herzlosigkeit erfüllt, bei jedem aber nimmt die innere Falschheit eine etwas andere Maske an. In pathetischen Worten, mit dichterischem Schwung preist Eliphas die Macht Gottes, der den Unschuldigen niemals strafe und vor dem sich Hiob als Schuldiger demütigen solle. Bildad, mehr nüchtern und vernünftelnd angelegt, bleibt an der Erde hängen. Mit taktloser Hand rührt er an die heiligsten Erinnerungen des Helden: dein Vater, deine Mutter, deine Kinder waren auch Sünder, sie sind durch Gottes Strafgericht umgekommen. Auf wesentlich gleichem Standpunkte steht Zophar, der Jüngste, der Leidenschaftlichste, der zu der Gemeinheit die Roheit fügt, dessen Hauptgründe im Schreien und Poltern bestehen. „Wenn du dein Herz zurechtstellst und deine Hände zu Ihm ausbreitest und alles Böse aus deiner Hand entfernst und nicht im Zelte

der Uebeltäter verbleibst, dann darfst du dein Angesicht wieder erheben zu Ihm.“ Und wenn Hiob seufzt: „Ich bin zu hart bestraft,“ so hat Zophar keine andere Antwort als diese: „Noch lange nicht hart genug.“

Damit hat die philisterhafte Herzlosigkeit ihren Gipfel erreicht. Hiob sieht, dass er mit diesen „Freunden“ nicht weiter verhandeln kann. Prachtvoll ist die Wendung, mit der sich der arme, gequälte Mann von ihnen abwendet: „Ja, wahrlich, ihr seid Leute, mit denen einmal die Weisheit aussterben wird.“ Da draussen ist keine Hilfe, kein Rat für ihn; er glaubt in seinem eigenen Unglück den Jammer der ganzen Welt zu fühlen. „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe: er geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.“ Und da stimmt er nun auch ein Lied an von der Erhabenheit Gottes, nicht aus alltäglichen Melodien zusammengewoben, wie die Lobpreisungen seiner Freunde, sondern ein düsteres Klagelied, aus den dunkelsten Tiefen des eigenen, zerschlagenen Herzens aufquellend; die ganze schöne, lachende Gotteserde scheint von undurchdringlichen Gewitterwolken umzogen zu werden. Freilich ist der Herr erhaben, aber in seiner blossen Erhabenheit, in seiner von Bildad gepriesenen unbedingten Gerechtigkeit liegt für den Menschen, der allemal auch ein Sünder ist, der Tod, die Vernichtung, aber nicht der Trost. An eine besonders grosse, schwerwiegende, im Verhältnis zu seinen Leiden stehende Schuld aber glaubt auch Hiob nicht; wenn seine Freunde ihm diese andichten wollten, dann haben sie gegen ihr besseres Gewissen, um ihren beschränkten Gottesbegriff zu retten, der Wahrheit und damit dem wahren Gotte ins Gesicht geschlagen. Und gerade durch den Kampf gegen die Freunde, der sich ohne neue Ergebnisse weiter ausspinnt, als es sich eigentlich mit der Komposition verträgt, beginnt sich der Held selbst wieder zu einer reineren Anschauung von der göttlichen Persönlichkeit durchzuarbeiten. Als echter Künstler hat der Dichter auch den höheren Standpunkt anschaulich verkörpert in der Person des Elihu, der zuletzt zu dem Leidenden tritt. Wir stehen durchaus mit Delitzsch auf dem Standpunkte, dass diese neu eingeführte Person unendlich tiefer in das Wesen des allgerechten und allgütigen Gottes eingedrungen ist als die „drei Freunde“. Gott kann auch schwere Leiden schicken, um den Menschen von bösen Taten zurückzuhalten, um sein Gewissen zu erwecken, um die letzten Schlacken der Sünde zu beseitigen. Auf die Zwecke der Liebe mitten im Leide lenkt Elihu den Blick; er sagt mit Aeschylos: „Gott lenkt das Weltenregiment gewaltig, doch Gott ist gütig.“ Das ist eine Zuversicht, von der Sophokles wieder herabsank zu dem im „König Oedipus“ durchgeführten Gedanken: Jedwede Schickung der Götter, mag sie gut oder böse sein, hat der Mensch eben als den Willen eines übergewaltigen Wesens duldend hinzunehmen. Hier ist Sklavenmoral. Bei Aeschylos und im Buche Hiob aber weht der reine Hauch menschlicher Sittlichkeit. Und ein weiteres eint diese beiden Welten: Aeschylos hat mit ungeheurer Kraft den Kampf gegen das Orakelwesen seinerzeit geführt, gegen die Versuche, in einem Einzelfalle den Willen der Gottheit zu erfragen; auch Elihu neigt dazu, den Wegen Gottes nachzuspüren. Da gilt, was in unseren Tagen Hilty ausgesprochen hat: „Wir kennen ja Gott eigentlich gar nicht, wie er wirklich ist, sondern haben nur eine ganz entfernte, sehr menschliche Vorstellung von ihm, die obendrein noch unaussprechbar ist, aber in mangelhaften Vergleichungen sich auszudrücken ver-

suchen muss. Soviel aber können wir sicher sein, dass er im Vergleich mit unserem Denken und Anschauen ein ganz unermesslich grosser Herr ist, den wir mit unseren Namen und vergleichsweisen Ausdrücken nur herabziehen können, und in dessen Auffassung auch jeder Unterschied zwischen den Menschen mit Bezug auf Tugenden ganz verschwindend klein sein muss." Bis zu diesem Gedanken hat sich der Verfasser unserer Dichtung aufgeschwungen und mit ungeheurer Kühnheit hat er seine Ausführungen keinem Geringeren in den Mund gelegt, als dem Herrn selber; so tritt denn der Allmächtige vor seinen Knecht hin und die Erde zittert, wenn er spricht, die Herrlichkeiten und Wunder der Natur werden aufgeboten und geschildert in einer Art, dass eine Welt von Gefühlen in uns erregt wird, und alle diese verschiedensten Töne, die da anklingen, strömen zusammen in den einen Grundakkord: „So hoch der Himmel ist über der Erde, so hoch sind meine Gedanken über euren Gedanken und meine Wege über euren Wegen." Unbegreiflich ist die Grossartigkeit und Zweckmässigkeit der Natur, wie klein wird daneben der Mensch mit all seinem Wirken, seinem niedrigen Schaffen und Treiben. „Ich erkenne," ruft Hiob aus, „dass du alles vermagst und kein Gedanke ist dir verborgen. Darum bekenne ich, dass ich habe unweislich geredet über Dinge, die mir zu hoch sind und die ich nicht verstehe." Gott hatte den treuen Knecht auf die Probe gestellt, und ohne es zu ahnen, hat der grosse Dulder mit Ehren bestanden. Er hat Gott nicht „ins Angesicht nachgesagt". Ohne diesen tieferen Zusammenhang der Dinge einzusehen — das ist dramatisch, dass der Zuschauer mehr weiss, als der Held auf der Bühne — ergreift Hiob demütig die dargereichte Hand des Herrn: „So erhöre nun, lass mich reden, ich will dich fragen, lehre mich."

Wenn nun der Dichter zum Schluss auch den früheren Wohlstand des Helden durch den Herrn wieder herstellen, ja Hiob reicher an irdischen Gütern werden lässt, als er je gewesen, so empfinden wir den Schluss als ein freundliches Zugeständnis des Meisters an seine Zeit, an sein Volk. In Wirklichkeit hat ja Hiob etwas unendlich viel Grösseres, Köstlicheres, Bleibenderes erlangt: die Gewissheit, dass der allmächtige Gott auch ein allweiser Gott ist. Wie sollte er seinem treuen Knechte gegenüber willkürlich handeln. Gerade die langsame, stufenweise Bekehrung mit ihrem immer mächtiger anschwellenden Gedankenstrom gibt uns die Gewissheit, dass sie auch eine gründliche Bekehrung ist, dass Hiob das Köstlichste gefunden hat, was ein Mensch auf dieser Erde finden kann: Frieden. Gewiss, auch früher, in seinem Glücke, lebte Hiob friedlich dahin, gleichsam im Zustand der Kindheit. Aber das ist nicht der Zustand des wahrhaft religiösen Menschen. Da berührt sich der Dichter des Hiob mit dem des Parsifal: Aus dem gedankenlosen Zustande der halb unbewussten Mildtätigkeit und Frömmigkeit durch den zeitweiligen Fall hindurch geht es vorwärts zu der vollkommenen, bewussten Aneignung des Friedens, der in seiner ganzen Herrlichkeit ein Geschenk Gottes bleibt. Auf der hohen Warte, auf die der Held schliesslich geführt worden ist, gibt es keine Gewitter und Regenschauer mehr; die Nebelwolken ziehen unter seinen Füssen dahin. Hier oben herrscht Klarheit und Ruhe. Hier ist die Einheit und Einigkeit mit dem Willen Gottes gefunden, das Kämpfen hat ein Ende, die Konflikte sind gelöst — das religiöse Drama ist nicht nur fertig, es ist vollendet.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

............Exemplar...... des

„Kalender für Israeliten“

Jahrgang 5663 = 1902|1903

zum Preise von **K 1.50** per Exemplar.

Genaue Adresse: .... Name: ....